

(Nachdruck verboten.)

18]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

Und nun waren die gekommen, nun saßen die zwei an ihrem Bett — um Abschied zu nehmen. Sie hatten beide der Mutter ein ruhig Antlitz zeigen wollen, als sei noch nicht entfernt ans Ende zu denken. Allein sie wußten eben doch, daß bereits jenes frampfstillende Gift in deren Adern wirkte, das verabreicht wird, einen leichten, schmerzlosen Tod herbeizuführen. Und als die Mutter mit matter, kindergleicher Stimme selbst vom Abschied zu sprechen begann, war's sogleich aus mit der vorsäßlichen Gelassenheit. Elisabeth legte bitterlich schluchzend den Kopf vornüber auf die Decke und Gustav machte ein paar hilflose Ausflüchte, sie solle doch nicht so verzagt sein und schon ans Sterben denken.

Das Fenster stand weit auf, weil draußen eine himmlische Wärme war und die Buchfinken im Garten ohn' Unterlaß tirilierten, als müßte der Frühling durchaus in dieser Stunde eingeläutet werden. Auf dem Tisch stand eine Vase mit frischen Weilchen; nach Tausenden zählten sie und ihr Duft ließ keinen anderen Geruch aufkommen. Ein herzbezwingender Dreiflang war's, dieser Jubel im Freien, der Frühlingshauch in der Kammer und die ans Grab gemahnende Stimme der Mutter.

„Ach Ihr, meine Lieben!“ sagte sie lächelnd, „nun kann ich ja getrost und gemuten Herzens von Euch gehen. Alle beide habt Ihr eine schwere, schwere Prüfung überstanden. Ohne inneren Schaden! Ja, laß es mich noch einmal sagen, Gustav: wie ich dem Himmel danke, daß sie Dich freigesprochen haben. Allmächtiger Gott, wenn es anders gekommen wäre! Der Scharck hätt' mich auf der Stelle getötet. Und darum — und auch damit Dir's nicht wie ein Schatten durch's ganze Leben nachjage, so hat mir der Vater — in die Hand hat er mir versprochen müssen, den armen Leuten — der unschuldigen Kindlein wegen — aus freiem Antrieb durchzu-helfen. Ein paar tausend Fränkeln auf oder ab — er merkt es nicht, aber die dort oben — die werden's schon merken! Und wieviel böse Mäuler sind damit zu geschweigen! Ein Unglück bleibt's nun einmal doch, ach ja, ja! Und eine ernste Lehre für Dich, Gustav, — wohin Ueberheblichkeit führen kann. Gelt, versprich mir's, und nimm sie Dir zu Herzen! Das ist, weiß Gott, mein letzter Wunsch.“

Der junge Stadler stützte die Ellbogen aufs Knie und die Hände an die Stirn, so daß die Mutter sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber vielleicht sah sie doch — was er verhüten wollte — die hellen Tropfen zu Boden fallen. Sie konnte für lange nur die Haare der Tochter streicheln, die jetzt am stärksten erschüttert war von der Ahnung dessen, was die Mutter, ohne die Kraft mehr finden zu können, ihrem Herzen sagen wollte.

„Ei! — gutes Kind, ja, Du auch — hast gelernt wie man sich mit seinem Besten so — und bist nun auch, gelt! gewitigt. Aber fehlen — o nein — das kann's Dir deswegen nicht, Gott behüte, Dir nicht. Der Rechte — der wird auch noch“ — Frau Stadler sank wieder mit Stöhnen kraftlos in sich zusammen. Gustav ging leise hinaus, den Arzt und den Vater zu holen. Nur wenige vereinzelte Minuten erwachte das Licht noch hinter der feuchten, erkaltenden Stirn, in den brechenden graulich verdrehten Augen.

Am Nachmittag zog der Mesner ganz besonders lang am Strang der kleinen Himmelskugel, so daß die Halbensteiner schon hieraus merken konnten, wem dies „mortuos plango“ und eherne „Staub sollst du werden!“ zugebracht war.

Auch die im Tobel vernahmten die Botenschaft.

„Hörst Du's Bastian!“ schnellte die Sugentoblerin wie närrisch vom Stuhl auf und sah starr zu ihrem Mann hinüber, der daraufhin Kurbel und Storchschnabel fallen ließ und die Maschine zum Stehen brachte. „Das wird der Alten im Steinbock gelten? Und wenn — es nimm mich doch wunder, ob die einen ringen Tod gestorben ist. Einmal, ich wünschte mir einen bessern, einen mit ruhigem Gewissen! Vielleicht gibts halt doch noch ein Gerächt, wo nicht auf Geld

und Namen gesehen wird, wo nicht Freund und Gebatter Recht sprechen. Dann muß sich ja weisen, ob unser Jörg so ein elender Lump gewesen ist, dem man, mir nichts, dir nichts, den Baraus machen darf.“ Sie suchte mit den Händen und sah wie eine geifernde Furie drein. Der Mann setzte sich zu ihr an den Fädeltisch, auf dem hunderte winziger Nadeln eingefädelt und kompanierweise in roten und blauen Rissen staken.

Er bangte jetzt oft für den Verstand seiner Frau, denn das unselige Ende des Großen hatte ihre Widerhaken zerbrochen und das Wächlein der Lebensfreude völlig zum Versiegen gebracht. Seit sie ihn begraben hatten, waren ihre Haare weiß, die Hände zittrig geworden. Sie konnte die Arbeit nicht mehr allein bewältigen; Jörgs Witwe, ein scheues, geducktes Weiblein, mußte mithelfen. —

„Fünf Kindesfinder bald und kein Vater dazu!“ war ein stündlich wiederkehrender Seufzer der Alten, und nicht selten wurde ein stundenlanges Weinen daraus. Dann schloß sie sich in ihre Kammer ein und wies jeden Trost und Zuspruch ab. Es versing nicht mehr, wenn der Mann ihr vorrednete, wieviel sie zusammen noch errackern und wie lang sie noch zu treiben vermöchten, um auch diese überzählige dritte Generation auf die Beine zu bringen.

„Du liebe Seel!“ sagte sie dann kopfschüttelnd. „Du vergißt nur eins. Dazu gehört noch ein andrer Segen! Und grad an dem hat es uns immer gefehlt. Was hilft alles Werken und Sparen! Uns wird noch das hinterste Bißchen verhaselt! Arm wie die Kirchenmäuse müssen wir am Ende zum Sprengel hinauswandern.“

Nur in einem Punkt hatte die Sugentoblerin noch Beharrlichkeit. Der betraf ihren Schwesterjohn. Sie war von der Stunde an, da Jörg sterbend heimgebracht wurde, gegen Heinrich eine andere geworden. Ohne ihn mit Worten anzuklagen, ließ sie ihn fühlen, wie schwer nach ihrem Bedünken das Elend und wie armselig die Freude war, die er, entgegen dem einstigen Willkomm, in diesem Haus verbreitet hatte. Sie befand sich seinetwegen in einer unausgeseht bestigen Spannung. Der letzte Sinn und Zweck ihres Lebens lag für sie darin, ihm das zur Pflicht zu machen, was er sich hinter ihrem Rücken zum Vergnügen erkoren hatte.

Heinrich mußte von der Waise weder Bitte noch Mahnung vernehmen. Trotzdem war ihm ihr Wunsch und Wille in nicht zu verkennender Weise bekannt geworden. An einem Abend spät — etwa vier Wochen nach Jörgs Bestattung — kam er von einem Spaziergang zurück und suchte, weil ihm Alleinsein innigstes Bedürfnis war, gleich seine vier Wände auf. Doch wie mußte er stammeln, als neben seinem Bett ein zweites stand und Marei sich mit ihrer Arbeit von seinem Tisch erhob.

„Was ist denn hier vorgegangen!“ fragte er in einem Ton, der nichts weniger als Freude verriet.

„Die Mutter hats befohlen!“ erwiderte Marei lakonisch und schluckte vor Angst.

Das hatte er nicht erwartet, wollte er schier nicht fassen und sah deshalb die Sprecherin durchdringend an. Allein sie setzte vollkommen glaubwürdig hinzu: „Geh, frag sie nur selber. Sie hat mich ganz einfach zur Stube hinausgewiesen und gesagt, da oben sei fürderhin mein Platz. Wir sollen von jetzt an ehrlich für uns selber wirtschaften und auch da oben essen, bis etwas Besseres in Sicht sei. Küche und Geschirr könnte ich so lang mitbenutzen.“

„Und —?“ machte er sodann, durch und durch vergiftet. „Was wird damit bezweckt?“

„Das möchtest Du Vater und Mutter fragen, falls Du nicht von selber darauf kommst! Sie sind beide noch auf,“ entgegnete sie, einem Spieler nicht unähnlich, der die Pistole an die Schläfe setzt und den höchsten Gewinn im Auge hat.

„Ach soo — — zum Heiraten soll ich gezwungen werden! Sag's nur grad heraus! Jetzt fehlt bloß noch die Nummer an der Tür und eine Zwangsjacke! Glaubst Du, ich sei so hirnverbrannt und merke das Manöver nicht? Aber holla! so weit hab ich den Hals noch nicht in der Schlinge. Es könnte sein, daß der Vogel noch einmal auf und davon fliegt!“

Wenn jetzt Vetter und Waise hinaufgekommen wären, um die Ursache des Rärms zu erkunden, hätte Heinrich sicher den

Mut befehen, zu erklären, er sei nie und nimmer gewillt, ihre Tochter zu seiner Frau zu machen. Doch niemand ließ sich sehen, so sehr der Wüterich seine Stimme anstrenzte. Schließlich zog ihn Marei mit verbliffender Gewalt ins Zimmer hinein und faßte sodann Posto vor der Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Die ewigen Arbeiter.

Eine soziale Wanderung von Kurt Eisner.

III.

Der ewige Arbeiter muß ewig hungern! Der Schleifer verdient mit seiner 16stündigen Arbeit 15 M. die Woche. Der Sandstortier 11 M., die Doucirerin (bisher bei zwölfstündiger Arbeitszeit) wöchentlich 5 M. Der Hilfsarbeiter erhält 7 M. (mit Kost), 13 bis 14 M. (ohne Kost); er muß Tag und Nacht zur Verfügung stehen, vertritt er den Polierer zur Nacht, so bezieht er von ihm für 6 Stunden Nachstunden 40 Pf., nämlich für alle 6 Stunden insgesamt. Der Polierer ist der König in diesem Reich. Er schwingt sich bei 24stündiger Arbeitszeit mit 48 Wänden zu 17 bis 18 M. die Woche empor. So beläuft sich der Familienjahresverdienst insgesamt auf 500 bis 700 M. Dafür müssen Mann und Frau, die erwachsenen Töchter und Söhne, aber auch — trotz des Verbots — die kleinen Kinder arbeiten. Diese Löhne haben erst nach den letzten Tarifserhöhungen von 1907 den Stand von 1885 wieder erreicht. Die Arbeitszeit ist nicht kürzer geworden, aber die Lage hat sich infolgedessen verschlechtert, als die ganze Lebensmittelteuerung mit voller Wucht auf diesen Unglücklichen lastet. Und sie segnen heute nicht gerade mehr den Bauern doktor Heim, der sie um Reichstag vertritt. Die Arbeiter müssen alle Lebensmittel kaufen, sie besitzen nicht das kleinste Ackerchen, kein Nutztier. Die Preise sind auch in diesem entlegenen Winkel nicht billig: Kuhfleisch 60 Pf., Ochsenfleisch 80 Pf., Schweinefleisch 80 Pf., Kalbfleisch 60 Pf. Das sind freilich für die Glasarbeiter nur theoretische Preise. Sie verfallen nicht auf den Gedanken, Fleisch zu essen. Die trockene Kartoffel ist ihr Nahrungsmittel. Die paar Stunden Rast in der Woche müssen sie auch noch zur Arbeit nützen. Sie wandern in den Wald, um Holz zu freveln; Polizeizwischenfälle für solche Eingriffe in das Waldeigentum bilden regelmäßige Abzüge ihres Lohns.

Der furchtbare Lohndruck ist wesentlich bedingt durch das raffinierte Zwischenmeisterstystem. Diese Werke gehören Besitzern, die in München oder Nürnberg wohnen, und für die Exporteure diesen Teil der Veredlung besorgen. Die Besitzer der Schleifwerke setzen nun Werkmeister ein, die den Betrieb beaufsichtigen. Gelegentlich ist dieser Zwischenmeister zugleich auch der Besitzer, aber es ist nicht die Regel. Der Meister stellt die Betriebsmaterialien. Er liefert von dem Geld, das ihm der Besitzer zur Verfügung stellt, Filz, Gips, die rote Farbe, Sand und Schmirgel. Er hat also das Interesse, daß mit diesem Material sparsam umgegangen wird. Die Rechnung stellt sich nun so: Der Meister erhält vom Besitzer 1000 M. in 14 Tagen. Die Summe fällt zur Hälfte ihm zu, zur anderen dem Arbeiter. In die 500 M. teilen sich — ich führe ein konkretes Beispiel an — 7 Schleifer, 4 Poliergesellen, 11 Doucirerinnen. Je ein Drittel der 500 M. entfällt etwa auf die drei Kategorien. Von den 500 M. bezahlt der Meister Hilfsarbeiter und die Materialien. Im bleiben als dem einzigen, der nicht arbeitet, 150 M. für 14 Tage übrig. Durch dieses System wird auch der letzte Rest von Verantwortung von den Unternehmern abgewälzt, aber es ist klar, daß dieser parasitäre Zwischenmeistergewinn ein Raub am Arbeitslohn ist.

In diesen Verhältnissen leben 2300 bayerische Arbeiter und Arbeiterinnen. Aber gibt es denn keine Gewerbeinspektoren, nimmt sich kein Gewerbeamt dieses Elends an. O, dieses Reich ist den beamteten Hütern der sozialen Wohlfahrt durchaus nicht unbekannt. Jahr für Jahr tönen aus den Gewerbeberichten dieselben Klagen, die, so gedämpft sie auf leisen Sohlen schleichen, die Wahrheit ahnen lassen. Der Streik der Glasschleifer von 1905 lenkte die Gewerbeinspektoren auf die ungeheuerlichen Mißstände. Damals verlaufen sogar noch die Zwischenmeister die Materialien an die Arbeiter zu Wucherpreisen und zogen sie vom Akkordlohn ab. Das wenigstens wurde beseitigt. Die Wohnungsverhältnisse werden immer wieder in grotesker Sanftmut als „nicht gute“ bezeichnet. 1906 wurden 88 Wohnungen beanstandet, weil sie zugleich Wohn- und Arbeitsräume waren. Sie waren „feucht, zu stark belegt, schmutzig; Böden, Wände und Decken schadhast; Fenster, Fensterrahmen und Türen schadhast oder nicht schließend.“ Es wird von Kindern unter 12 und 13 Jahren berichtet, die arbeitend betroffen wurden. Es wird geklagt, daß die Bestimmungen über ärztliche Zeugnisse nicht beachtet werden. Es wird das Gutachten eines Arztes mitgeteilt. Tagtäglich kann die Beobachtung gemacht werden, daß die Arbeiter in den Glasschleifereien und Polierereien meist blasse, anämische, krankhaft aussehende Leute sind, welche fast sämtlich an chronischen Bronchialkatarrhen und tuberkulösen Erkrankungen der Lungen leiden. Ein anderer Arzt schreibt: „Bei den Arbeitern in den Glasschleifereien und Glaspolierereien handelt es sich um die Einatmung eines äußerst scharfen, die Respirationsorgane im hohen Grade angreifenden, meist quarzhaltigen Staubes.

Neuerst schädlich auf die Atmungsorgane wirkt auch die rauchige Atmosphäre, welche die schlechten Oellichter verbreiten, womit die Arbeitsräume beleuchtet werden.“ Auch Nachtarbeit von kleinen Kindern wird konstatiert. Aber die Gewerbeberichte entschuldigen diese unerhörten Zustände immer schließlich mit den unermesslichen Bedingungen des schlecht gehenden Gewerbes, das man nicht zerstören dürfe, und keinen fällt es ein, zu erklären, daß eine Industrie wert ist, so schnell wie möglich zugrunde zu gehen, wenn sie nicht bei menschenwürdigen Bedingungen existieren kann. Aber die Verhältnisse könnten gebessert werden. Es ist die Brutalität einer verantwortungslosen Ausbeutung, die dieses verruchte System erzeugt hat.

So leben diese Arbeiter. Wie sterben sie? Auch im Tode finden sie keine Ruhe. Vor mir liegt ein Altenheft, das den Kampf um die Rente für einen getöteten Arbeiter erzählt. Auch diese Papiere sind rot bestäubt. Eines Morgens findet man einen Polierer tot mit zerfetztem Kopf unten im Radraum. Neben ihm liegt ein Handbeil und die geliebte Schmalzlerdose, die ihm beim Niedersinken offenbar aus dem Schurz gefallen ist. Niemand war bei dem Unfall zugegen, aber jeder Arbeiter weiß, wie es sich zugetragen hat. Am Wasserrad war irgend etwas nicht in Ordnung. Der Mann nahm ein Handbeil und kroch in der nächtlichen Benommenheit der Lieberarbeit hinunter, um die Maschine zu richten und in der Akkordarbeit nicht beeinträchtigt zu werden. Dabei traf ihn eine Kurbel. Der Fall war klar. Nur nicht für die Berufsgenossenschaft in Fürth, deren Phantasie eine tolle Räubergeschichte ersinnt, um die Witwe ihrer Rente zu berauben. Der Rentenanspruch wird abgelehnt mit der Begründung, daß der Ehemann sich der Gefahr selbst ausgefetzt habe, weil er verbotswidrig, während das Werk im Gange war, in den Radraum kroch. Dann heißt es: Wenngleich nicht festgestellt werden konnte, zu welchem Zweck Ihr Ehemann in die Radstube gegangen ist, so muß doch aus der Sachlage der Schluß gezogen werden, daß Ihr Ehemann nicht einer mit der üblichen Betriebsarbeit an sich verbundenen Gefahr erlegen ist. Der Vertrauensmann der freien Gewerkschaft nimmt sich der Witwe an und legt Verufung gegen diesen Entscheid ein. Die Berufs-genossenschaft beantragt die Verwerfung der Verufung und begründet dies Begehren wie folgt: „Es sei nicht anzunehmen, daß der Getötete in der Radstube einen Keil hätte antreiben wollen. Neben der Leiche ist auch die Tabakdose gefunden worden, so daß in den staatsanwaltschaftlichen Akten . . . auch der Ansicht Ausdruck gegeben wird, die Tabakdose sei durch eines der Löcher im Boden des Polierraums . . . in die Radstube gefallen; Schmidt habe sie holen wollen und sei dabei verunglückt. Das Handbeil könnte dabei sehr wohl zum Herborlangen gebient haben.“ In der Tat ein höchst geeignetes Instrument für diesen Zweck. Das Schiedsgericht erlaute auf die Jubilligung einer Rente. Darob geriet der Vorsitzende der Berufsgenossenschaft, ein königlicher Kommerzienrat, in eine wilde Aufwallung tief verletzten Rechtsbewußtseins. Und er legte beim Reichsversicherungsamt Refkurs ein, indem er das Schiedsgericht wie folgt anblies: „Das Schiedsgericht hat auf bloße Vermutung und ohne jede positive beweiskräftige Unterlage hin als feststehend angesehen, daß Schmidt zum Zwecke irgend einer Betriebsarbeit das Werk betreten habe. Das ist kein Recht, sondern Willkür, gegen die wir uns wehren.“ Aber auch das Reichsversicherungsamt war der Meinung, daß ein Glasarbeiter nicht für seine Tabakdose sein Leben opfert und daß ein Handbeil keine Stange ist. Es verwarf den Refkurs.

Seitdem ist der königliche Kommerzienrat der Fürther Aristokratie überzeugt, daß es auf der Welt kein Recht mehr gibt. . . .

(Radstuck verboten.)

Lametrie.

Heute vor zweihundert Jahren wurde ein Mann geboren, der in der Geschichte des Materialismus keine unbedeutende Rolle spielt. Lametrie stammte aus dem kleinen Dörfchen St. Malo (in der Bretagne, Nordfrankreich), wo ihm sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, die erste Bildung angedeihen ließ. Der Junge zeigte Begabung und sollte Theologe werden, was nach Ansicht des Vaters immer noch das sicherste Geschäft war. Doch ließ sich dieser von einem befreundeten Arzt schließlich überzeugen, daß das Rezept schreiben unter Umständen noch einträglicher sei, und der junge Lametrie durfte also zur Medizin abschwanken; eine Kursänderung, die seit jener Zeit manchem bedeutenden Kopf passierte und die auch heute noch oft genug wie eine innere Erlösung wirkt. Die Heilkunde stand indessen damals auf einem sehr tiefen Niveau; Mollières giftige Satire auf Aberlah und Althierspriebe (im „Eingebildeten Kranken“) wirkte noch so lebendig wie je, obwohl schon rund 60 Jahre seit ihrer ersten Aufführung verstrichen waren. So ist es begreiflich, daß Doktor Lametrie nicht lange in seiner Heimatstadt das Pillenschreiben betrieb, sondern eines schönen Tages den Krepel hinwarf und zu neuem Studium nach Holland pilgerte. Da lehrte in der Stadt Leiden der berühmte Boerhaave, die höchste Ehre des Arztes bestände darin, nur ein Diener der Natur zu sein. Boerhaaves fortschrittliche Ansichten waren in Frankreich recht unbekannt, und Lametrie machte sich nun daran, seine Werte ins Französische zu übersehen und im Sinne seines Lehrers medizinische Abhandlungen zu schreiben. Die Fakultätsprüden tobten natürlich, als er ihnen einigen Staub aus den Loden blies.

Noch aber waren Lamettries' Gönner stark genug, so daß er 1742 eine gute Stellung als Militärarzt erhielt. Er vergaß aber die pflichtschuldige Dankbarkeit; denn nicht nur ließ er unter dem Titel „Naturgeschichte der Seele“ eine „gottlose“ philosophische Schrift drucken, sondern er schrieb auch lästerliche Pamphlete über die Kurpfuscherei berühmter Pariser Salonärzte. Das eine fiel dem Regimentspfaffen arg auf die Leber, das andere erregte nicht minder geschwollene Kämme; denn das Grundgesetz unter allen Medizinmännern der Welt lautet: eine Krähle soll der andern die Augen nicht ausbaden. Lamettries' Schriften wurden also feierlichst dem läuternden Feuer anvertraut und er selber geschächt.

Als die Sache soweit gediehen war, daß man ihn mit samt seiner Philosophie hinter Schloß und Riegel bringen wollte, machte er sich aus dem Staube und ging wieder nach Holland. Es kam nun, was nicht anders kommen konnte. Friedrich II. von Preußen, der französische Philosoph, selber ein Schriftsteller (allerdings nur in einer angelehrten fremden Sprache), aufgellarter Freigeist für sich und Despot für die andern, betrieb sportsmäßig das Einladen austrangierter Franzosen nach den Gärten von Sanssouci. Er schrieb daher sogleich an Maupeituis: „Ich möchte den Lamettrie gern bei mir haben, er ist das Opfer der Theologen und Dummköpfe. Hier wird er in aller Freiheit schreiben können. Ich habe mit den verfolgten Philosophen ganz besonderes Mitleid.“ Lamettrie erschien also Anfang 1748 in Potsdam, und da er ein heiterer und satirischer Gesellschaftler war, stieg er bald zur Würde eines königlichen Vorlesers empor und wurde auch zum Mitglied der Akademie ernannt. Lamettrie schwamm nun im Fett, genoß nach Kräften, wie es seiner genussfreudigen Natur zusagte, und nahm sich's sogar heraus, dem allmächtigen und gemeinefähig böshafsten Voltaire gegenüber aufzutrompfen. Sein äußeres Auftreten war jedenfalls derart, daß bei seinem plötzlichen Tode seine Feinde, d. h. so ziemlich alle Welt, mit Fingern nach ihm wiesen und höhnisch frohlockten, es hätte ja gar nicht anders kommen können. Bei einem Festessen im Hause des französischen Gesandten in Berlin hatte sich nämlich Lamettrie an einer offenbar verdorbenen Pastete übernommen. Daß der gräßliche „Materialist“ an einem zu gierig geschluckten Bissen erstickt sei, wie man behauptete, ist allerdings unwahr. Es ist in der Tat, was selbst F. A. Lange in der Geschichte des Materialismus anzeigt, über jedes Bedenken erhaben, daß es sich nur um eine Vergiftung gehandelt hat. Immerhin geben die Nebenstände von Lamettries' Tode, ähnlich wie bei Lassalle, einen gewissen Mißklang in der Harmonie der gesamten geistigen Persönlichkeit.

Als Lamettrie starb, war er knapp 42 Jahre alt. Dennoch ist die Reihe seiner Schriften ziemlich groß. Genau ist sie nicht zu umgrenzen, weil vieles anonym erschien und Lamettrie sich sogar öfter bemühte, durch besondere Tricks in der Widmung durch Gegenkritiken und scheinbare Gegenschriften die Vermutung der Autorschaft von sich abzulenken. Das ist wohl weniger Feigheit gewesen, als vielmehr die Zeitmode, lähne Streitschriften zunächst für sich selber ohne die Autorität des Verfasser Namens reden zu lassen. Hierbei sprach vielleicht auch die damalige Schutzlosigkeit des geistigen Erzeugnisses mit; die Verfasser konnten doch nur in seltenen Fällen Honoraransprüche durchsetzen. Von den zweifelhaften anonymen Werken möchte ich den „Essai über die Freiheit“ hervorheben, den Porizky in seiner großen Biographie mit Gewißheit unserm Lamettrie zuschreibt. Lamettrie verneint darin die Frage, ob in der Gesellschaft einer das Recht habe, die Gedanken der andern einzuschränken. Auch einem Atheisten dürfte der öffentliche Vortrag seiner Bestimmung nicht verwehrt werden. Die Erkenntnis von der Nützlichkeit der Dinge sei allein maßgebend, und auch der Atheist könne seine Ansichten für einige andere als nützlich erachten. Was ist das für eine Art, heißt es weiter, die Verhinderung einer Bestimmung zu verbieten, wenn sie Gegenstand des Zweifels ist! oder soll das Volk dadurch von der Religion überzeugt bleiben, daß man Atheisten und Freigeistern den Mund verbietet? Das Pathos der Theologen, womit sie die unwissende Masse gegen die freien Denker aufreizen, entspringe nur einer hündischen Gemütsart, dazu der Furcht vor dem herrschsüchtigen Regenten, der den Willen der Untertanen in der Gewalt habe. Der Herrscher selbst könne nicht vollkommen sein und sei daher in der Regel ein Feind der Aufklärung. Wäre ein Herrscher imstande, nach Recht und Billigkeit zu regieren, so hätte er keinerlei Freiheit der öffentlichen Meinung zu befürchten. Schließlich seien noch Hinderungsgründe: Denkfaulheit, mangelndes Wissen, Ehrgeiz und die Furcht, sich Blößen zu geben. — Wie man sieht, ist Lamettrie hier trotz der Schwärze seiner Kritik noch nicht bis zum sozialen Gedanken durchgedrungen. Er ist eben ein Zeitgenosse des dicksten Absolutismus; zwar versteigt er sich in Wort und Tat bis zur höchsten Unerbittlichkeit vor Thronen, aber die Throne selber stehen für ihn noch fest.

Den Inhalt der philosophischen Werke Lamettries in wenigen Zeilen darzulegen, ist fast unmöglich, weil er mit dem ganzen Geiste der damaligen Geisteswissenschaft aufs engste nach allen Richtungen hin verknüpft ist. Ein Berg von Schmähungen wurde ihm zum Grabhügel gestürzt. So ist es denn erklärlich, daß die Originalität vieler seiner Ideen anderen zugeschrieben, ja daß andere dafür preisgekrönt wurden. Eine landläufige Weltgeschichte weiß zu berichten, Lamettrie sei ein Ignorant und unerschämter Plagiator gewesen. Erst F. A. Lange und Du Bois-Reymond unternahmen sogenannte Ehrenrettungen unseres Autors. Sein

wichtigstes Werk ist unstreitig „Der Mensch als Maschine“, veröffentlicht Anfang 1748 und in dem padenden Titel, wie mir scheint, angeregt durch die schon 10 Jahre zuvor stattgehabte Vorführung von Laucanions' menschlichen Automaten, von denen an dieser Stelle schon ausführlich die Rede war. Lamettrie führt in diesem Werke aus, die einzigen Führer auf dem Weg zur Erkenntnis dürften nur Erfahrung und Beobachtung sein. Philosophie allein, ohne medizinische, d. h. naturwissenschaftliche Grundlage, gebe noch nicht das Recht, über das seelische Prinzip zu entscheiden. Am allerwenigsten könnten die Theologen davon reden. Der Mensch stelle eine derart komplizierte Maschinerie dar, daß es unmöglich sei, sich a priori, also aus dem angebotenen, rein instinktiven Wissen heraus, eine richtige Vorstellung darüber zu bilden. Betrachte man aber, der Erfahrung folgend, a posteriori (auf Grund der Erfahrung) den Organismus und seine Gliederung, so könne man, wenn auch nicht zur Gewißheit, so doch zum höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gelangen. Es ist unnötig zu sagen, daß sich auf diesem Grundgedanken unsere moderne Naturwissenschaft aufgebaut hat. An die Stelle früherer überflüssiger Spekulationen ist die Erfahrungstatsache und das Experiment getreten, die dann erst zu weiteren, streng logischen Schlüssen berechtigten. Lamettrie begleitet seine Darstellung mit einer Fülle von medizinischen Details, die heut in allen Lehrbüchern der Physiologie und Pathologie stehen und uns durch ihre Selbstverständlichkeit überraschen könnten. Man darf aber nicht vergessen, daß heute auch die Virchow'sche Ära bereits wieder hinter uns liegt und daß Lamettrie, ausgesprochen und unausgesprochen, in jeder Zeile gegen einen verderblichen theologischen Seelenbegriff zu Felde zieht, der jetzt glücklicherweise auch nicht dem mächtigsten Volkshäuler mehr in solcher Reinkultur einzuimpfen ist, wie er damals in den bedeutendsten Köpfen spukte. Leben und Erziehung von heute machen uns relativ voraussetzungslos, wir überblicken durch die tägliche Zeitung das Getriebe des ganzen Erdballes, und mit der analphabetischen Klauur des „Volkes“, worin allein gewisse muffige metaphysische Voraussetzungen gedeihen, ist es heute endgültig vorbei. Das muß man sich vor Augen halten, will man Lamettries' Gedankenarbeit nach Gebühr schätzen. Mehr als es den Anschein hat, hat gerade er den Weg bahnen helfen zur allgemeinen „materialistischen“ Auffassung, die für uns, wenn auch mit allerhand Modifikationen, die unentbehrliche Basis des Denkens ist.

A. K.

Kleines feuilleton.

Cosin und Verwandtes. Das Cosin, das wegen seiner Verwendung zum Denaturieren von Futtergerste vor kurzem eine vorübergehende Tagesberühmtheit erlangt hat, ist einer jener Teerfarbstoffe, die wegen ihrer ungeheuren Ausgiebigkeit auch in der größten Verdünnung eine ausgedehnte technische Verwendung gefunden haben. Unentbehrlich für die Seiden- und Wollfärberei, ist es der Farbstoff, mittels dessen den Geologen der Nachweis der längst aufgestellten Behauptung gelang, daß die großen Wässer der oberen Donau durch unterirdische Verbindungspalten im Rallgebirge der Radolzfeller Koch und damit dem Bodensee (Untersee) und Rheine zuströmen. Die Gärtnerei bedient sich des Cosins und anderer Teerfarbstoffe in wässriger Lösung schon seit Jahren, um an den blühenden Zweigen vieler heißblühender Pflanzen, besonders an weißen Flieder, Kunstfärbungen herbeizubringen, die übrigens meist recht unnatürlich wirken. Sehr seltsame Tierfärbungen entstehen auch, wenn man Wasserameisen und andere Insekten in mit Cosin gefärbtes Wasser hält.

Verfärbungen dieser Art sind übrigens keineswegs neu. Vor wenig mehr als einem Menschenalter kam aus Paris die Mode, weiße Tauben, Papageien, Kaninchen, Mäuse und Katzen mit allen Farben des Regenbogens zu färben, indem man die Tiere nach vorangegangener Entfettung des Fells für kurze Zeit in eine Atmosphäre von Anilindämpfen brachte. Um Kanarienvögel und weiße Papageien rot zu färben und als sogenannte „Pfeffervögel“ teuer zu veräußern, verabreicht man ihnen während der Färbung, noch ehe die neuen Federn hervorbekommen, ein Gemisch von feinem, geweihten Weizenbrot und rotem Capenpfeffer. An 200 Millionen Menschen in Asien, die dem Genuß dieser Bettelkauen ergeben sind, ziehen sich durch den Genuß dieser Mischung von Petelblättern und Arelanuz eine intensive Braunfärbung von Lippen und Zahnfleisch zu, während die Zähne das tiefe Schwarz des Ebenholzes annehmen, und betrachten diese Verfärbungen als eine sehr erwünschte verschönernde Draufgabe. Sehr ärgerlich ist aber die Tatsache, daß ähnliche Verfärbungen zuweilen auch nach dem Gebrauch gewisser Medizinallstoffe eintreten. Bei hel schwerer Magen- und Darmerkrankung längere Zeit Höllenstein (salpetersaures Silber) einnehmen muß, läuft Gefahr, daß das vom Körper nicht ausgeschiedene überschüssige Metall sich als amorphes, schwarzes Silber in seinen Geweben, besonders in der Oberhaut, niederschlägt. Die Haut erleidet dadurch eine schlaggraue bis schwärzliche, nur sehr selten zu entfernende Verfärbung, und der davon Betroffene wandelt herum wie ein eben dem Ort aus entstiegenes graues Gespenst. An Cosin und anderen Teerfarbstoffen führte Deutschland als Hauptproduzent im Weltmarkt allein 1908 Mengen von nicht weniger als 99 Millionen Mark nach dem Ausland aus.

Naturwissenschaftliches.

Neue Untersuchungen über den Bau des Bienenhirns. Recht interessante Untersuchungen über die Verschiedenheiten im Bau der Gehirne der Königin-, Drohnen- und Arbeiterin-Form unserer Honigbiene sind von E. M. Jonescu angestellt worden, Untersuchungen, die insofern auch von allgemeinnaturphilosophischer Wichtigkeit sind, als sie uns die unbedingte Abhängigkeit der geistigen Funktionen vom Bau des Gehirns beweisen. So stellte z. B. Jonescu fest, daß das Gehirn der Königin, die außerhalb des Stodes keine andere Verrichtung als den Hochzeitsflug auszuführen hat, am kleinsten ist, während die Arbeitsbiene, die all die mannigfaltigen und oft recht komplizierten Handlungen auszuführen hat, die die Anlage und Instandhaltung der Wohnung, die Beschaffung der Nahrung, die Brutpflege, die Verteidigung des Stodes gegen Feinde usw. verlangen, das größte Gehirn aufweist. Auch im Bau der einzelnen Gehirnteile herrscht unter den drei Formen eine große Verschiedenheit. So sind z. B. die sogenannten Sehlappen des Gehirns bei der Drohne am stärksten entwickelt, bei der Königin am schwächsten, und die Arbeiterin nimmt zwischen beiden in bezug auf die Ausbildung ihrer Sehlappen eine Mittelstellung ein. Der hervorragenden Größe der Sehlappen (und übrigens auch der Augen) bei der Drohne entspricht nun auch die biologische Wichtigkeit der Sehfunktion. Die Drohne muß nämlich beim Hochzeitsfluge der Königin im Fluge folgen, und um das auch gut zu können, dazu braucht sie eben große Augen und eine kräftige Ausbildung jener Hirnpartien, in denen die Sehfunktion lokalisiert ist. Auch die Arbeitsbiene bedarf bei ihren mannigfaltigen Verrichtungen noch vielfach guter Sehfunktionen, und deshalb steht sie in der Ausbildung ihrer Sehlappen der Drohne nur wenig nach und bei weitem über der Königin, bei deren Lebensverrichtungen das Sehvermögen nur eine geringe Rolle spielt. Besonders stark ausgebildet sind nun bei der Arbeiterin die Tast- und Geruchsorgane, deren gute Funktion für die vielerlei Arbeiten, die sie zu verrichten hat, wohl auch am wichtigsten ist. Die Teile des Bienenhirns, in denen diese Sinnesfunktionen lokalisiert sind, bezeichnet man als „Antennen-Anschwellungen“, und diese sind nun bei den Arbeiterinnen und Drohnen etwa gleich groß, bei der Königin erheblich kleiner. Vergleichen wir nun aber die Antennen-Anschwellungen von Drohne und Arbeiterin untereinander, die doch in bezug auf ihre Größe äußerlich so ähnlich sind, so können wir feststellen, daß die innere Struktur dieser Gehirnteile bei der Arbeiterin bedeutend komplizierter ist als bei der Drohne. Die Sinnesfunktion der Antennen ist also bei der Drohne weniger gut entwickelt als bei der Arbeiterin, die eine bedeutend größere Anzahl von sogenannten Endbäumchen in den Antennen-Anschwellungen aufzuweisen hat als die Drohne. Hingegen besitzt die Drohne rund achtmal soviel „Porenplatten“ oder „Membran-Lanäle“ als die Arbeiterin. Diese Porenplatten sind plattenförmige Sinnesorgane, die man früher als Gehörgänge deuten zu müssen glaubte. Es war dann aber nicht recht einzusehen, warum die Drohne ein bedeutend besseres Gehörgänge besitzen sollte als die Arbeitsbiene mit ihren so verschiedenartigen Betätigungen. Neuerdings faßt man deshalb diese Organe als Geruchsorgane auf, und zwar besonders für die Wahrnehmung des Geschlechtsgeruches, und durch diese Auffassung würde dann die Tatsache verständlich, daß die Drohne, d. i. das männliche Geschlechtstier, davon bedeutend mehr besitzt als die geschlechtlich unentwickelte Arbeitsbiene. Sonst aber muß, entsprechend ihrer so mannigfaltigen Betätigungsweise, das Geruchsvermögen der Arbeiterin mannigfacher sein als bei der Drohne, und tatsächlich besitzt auch die Arbeitsbiene in Gestalt von sogenannten Geruchsseglern und Sinneshaaren noch besondere Geruchsförper. In der Ausbildung der Geruchsorgane gleicht übrigens die Königin nahezu der Arbeiterin, und das ist auch wieder fast selbstverständlich; denn für die Lebensweise und Lebenszwecke der Königin dürften die Geruchsfunktionen von allen Sinnesfunktionen die wichtigsten sein.

Im Innern des Vorderhirns liegen bei allen drei Bienenformen die sogenannten pilzhutförmigen Körper, in denen Nervenfasern aus allen Teilen des Gehirns zusammenlaufen. Hier haben wir es mit dem Ort der Verknüpfung der verschiedensten Sinnesindrücke zu tun, hier ist demnach der Sitz der Intelligenz zu suchen. Diese Körper sind nun am höchsten entwickelt bei der Arbeiterin, beinahe genau so hoch bei der Drohne und weniger gut bei der Königin. Dem entspricht nun auch die durch Beobachtung und Experiment leicht feststellbare Tatsache, daß den Arbeiterinnen unter allen drei Bienenformen die höchste Intelligenz zuzusprechen ist.

Physikalisches.

Licht und Nebel. Zwanzig Millionen Meilen durchläuft der Sonnenstrahl, um von der Sonne bis zur Erde zu gelangen, und dann ist sein Licht noch so kräftig, daß wir, wenn wir auch nur einen Bruchteil einer Sekunde gerade in die Sonne blicken, ganz gelbend werden. Aber eine Wolke ist imstande, das Licht der Sonne so völlig auszulöschen, daß wir sehr oft nicht einmal bemerken, an welcher Stelle des Himmels die Sonne im Augenblick steht. Dieser Kontrast erscheint uns so merkwürdiger, wenn wir bedenken, daß die Wolken nicht ein lampattes Gefüge darstellen, sondern sehr locker konstruiert sind und aus sehr kleinen Wassertropfchen bestehen, deren jedes im allgemeinen noch nicht einmal ein tausendstel Millimeter Durchmesser hat, und wenn wir uns

weiter erinnern, daß die Wolken gewöhnlich nur wenige hundert Meter dick sind. Aber wir brauchen nur die Dinge, die uns auf der Erde unmittelbar umgeben, mit etwas größerer Aufmerksamkeit zu betrachten, als wir an sie zu wenden gewohnt sind, und wir werden Beobachtungen machen, aus denen wir unmittelbar lernen, wie groß die Lichtschwächung durch Wassertropfchen ist. Wenn wir an einem nebeligen Abend eine lange, geradlinig sich erstreckende Straße entlang blicken, an deren Seiten in regelmäßigen, nicht sehr großen Entfernungen voneinander Gaslaternen oder Petroleumlampen brennen, so werden wir zu unserem Staunen bemerken, daß von einer gewissen Entfernung an die Laternen nicht dasselbe weiße Licht ausstrahlen wie die uns zunächststehenden, sondern ein rötlich-gelbes. Wir werden an einem Abend feststellen können, daß dies rot-gelbe Licht etwa bei der zwölften Laterne beginnt. An einem anderen Abend werden wir finden, daß die rot-gelbe Farbe erst bei der achtzehnten Laterne beginnt und wieder an einem anderen vielleicht schon dicht neben uns. In letzterem Falle senden also alle Laternen das gleiche trübe Licht aus. Man weiß, daß bei sehr feuchtem Wetter die Kerzen und Lampen nur mit schwachem Licht die Finsternis kaum durchdringen, aber die in den ersten Fällen beobachteten Farbenverschiedenheiten pflegen sich der Beobachtung zu entziehen, eben weil wir nicht sorgfältig genug auf sie achten. Der Grund zu der Erscheinung liegt darin, daß aus der Reihe der verschiedenartigen und verschiedenfarbigen Lichtstrahlen, die das weiße Licht zusammensetzen und von denen bekanntlich die roten und gelben aus längeren Wellen entstehen, als die blauen und violetten, gerade dieses kürzertellige blaue Licht von den kleinen Wassertropfchen, die den Nebel bilden, begierig verschluckt wird, während das langwellige rote Licht sie nur wenig geschwächt durchwandert. Das kurzwellige Licht wird um so mehr von dieser nebelhaltigen Luft absorbiert, je dicker die von ihm durchwanderte Luftschicht ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß die zum Verschwinden des blauen Lichtes erforderliche Luftschicht um so größer ist, je weniger Wassertropfchen in der Luft schweben, und daher kommt es, daß bei stärkerem Nebel schon die zwölfte Lampe rot-gelb leuchtet, bei schwächerem erst die achtzehnte, bei sehr starkem Nebel schon die erste. Diese Unterschiede machen sich so deutlich bemerkbar, daß man bei einiger Uebung genug Geschicklichkeit bekommen wird, um die Entfernung, in der das Lampenlicht rot-gelb erscheint, förmlich als Maßstab für die Stärke des Nebels oder der Luftfeuchtigkeit zu benutzen. Wenn die Straße mit elektrischen Vogenlampen beleuchtet wird, lassen sich diese Beobachtungen im allgemeinen nicht anstellen. Das elektrische Licht ist nämlich so kräftig, und die roten, gelben und blauen Strahlen sind in ihm in einem solchen Verhältnis gemischt, daß zum Verschwinden des blauen Lichtes eine sehr dicke Luftschicht nötig wird, die so weit reicht, daß wir ihr Ende überhaupt nicht mehr sehen können, das heißt so weit unser Auge reicht, erblicken wir die elektrischen Lampen weißleuchtend. Wenn wir durch die Beobachtungen an Gas- oder Petroleumlampen die Wichtigkeit auch geringer Luftdifferenzen erkannt haben, wird uns erst das Verständnis dafür aufgehen, warum Sonne und Mond bei ihrem Auf- und Niedergang, also in der Nähe des Horizonts, rot erscheinen, in der Höhe des Himmels gewölbes aber, also am Zenith, weiß. In der Nähe des Horizonts müssen die Sonnen- und Mondstrahlen, um an unser Auge zu gelangen, dickere Luftschichten durchsetzen, als wenn sie von oben her radial zu uns gelangen, und jetzt erst, nach unjeren Lampenbeobachtungen, wird es uns nicht mehr erstaunlich sein, daß die uns früher wohl nicht so bedeutend erschienenen Gangunterschiede zwischen horizontalem und senkrechtem Stand der Sonne oder des Mondes zu den beobachteten Unterschieden der Farben dieser Gestirne ausreichen. Jetzt finden wir es auch erklärlich, daß Mond und Sonne am Horizont um so röter erscheinen, je feuchter die Luft ist. Die von den in der Luft schwebenden Wasserteilchen aufgenommenen blauen Lichtstrahlen werden übrigens zum großen Teil wieder zurückgeworfen, an entfernter in der Luft rings um uns schwebenden Teilchen nochmals gespiegelt, gelangen so in unser Auge, und sie allein sind es, die uns den Himmel blau erscheinen lassen. Auch wenn, was in jetziger Jahreszeit allerdings nicht zu erwarten ist, eine Reihe von Abenden hindurch die Luft so wenig Feuchtigkeit enthält, daß man das Verschwinden des blauen Lichts in verhältnismäßig dünnen Luftschichten nicht beobachten kann, läßt sich durch ein einfaches Experiment die Wirkung kleiner in der Luft suspendierter Teilchen leicht verdeutlichen. Man nehme ein Stück schwarzes Glas, wie es zu Schneebriillen verwendet wird, oder in Ermangelung eines solchen genügt es, wenn man ein Stück gewöhnliches Glas über einem Lampenzylinder ein wenig anbläsen läßt. Blickt man durch ein solches Glasstück gegen eine hell, mit gewöhnlichem weißen Licht brennende Lampe, so wird man ihr Licht grellrot sehen: die blauen Strahlen des Lampenlichts sind von den feinen, in oder auf dem Glase verteilten Rußteilchen absorbiert, es gelangen nur die längerwelligen roten Strahlen an unser Auge. Der einzige Unterschied zwischen der Straßenbeobachtung und dem Glaseexperiment besteht darin, daß bei jener flüssige, in der Luft enthaltene Teilchen die das blaue Licht absorbierende Wirkung ausüben, bei diesem aber feste Kohlentheilchen den gleichen Effekt herbeiführen, aber immer ist die Wirkung in auch nur dünnen Schichten Luft oder Glas merkwürdig und beobachtenswert. —